

Die Grenzen der Erkenntnis in der Linguistik: Ontogenese und Phylogenese

Die Erkenntnisgrenzen bei der Analyse natürlicher Sprachen ergeben sich sowohl aus den Eigenschaften der Sprachsysteme als Forschungsgegenstand als auch aus den Eigenschaften des menschlichen Bewusstseins als Erkenntniswerkzeug. Obwohl das menschliche Bewusstsein seine eigene Tätigkeit mittels ihrer Konzeptualisierung in symbolischen Formen verfolgen kann, entzieht sich die Vorphase linguistischer Kompetenz gänzlich einer angemessenen Rekonstruktion. Ein weiteres Problem hängt mit dem Zeitfaktor zusammen, d. h. dem unveräußerlichen und entscheidenden Einfluss der Zeit, welcher den Sprachwandel unabhängig von seinen partiellen Ursachen in einer gegebenen Sprache verursacht.

Schlüsselwörter: Sprachursprung, Sprachwandel, Phylogenese, Ontogenese.

Limits of Knowledge in Linguistics: Ontogenesis and Phylogenesis

The limits of knowledge in the analysis of natural human languages are due to both properties of language systems as subject of analysis and properties of the human awareness as instrument of cognition. Though the human awareness can follow its own activities by conceptualizing them in symbolic forms, the pre-phase of linguistic competence cannot be reconstructed. The second problem is connected with the time factor, i.e. the compulsive and decisive influence of time which enforces language change independently of partial causes of concrete language change in question.

Keywords: language origins, language change, phylogenesis, ontogenesis.

Author: Michail Kotin, University of Zielona Góra, Institute of German Philology,
Al. Wojska Polskiego 7A, 65-001 Zielona Góra, Poland, e-mail: mkotin@poczta.onet.pl

1. Einleitende Bemerkungen

Das Ziel meiner Ausführungen besteht in der Darstellung der Korrelationen zwischen Ontogenese und Phylogenese bei der historisch ausgerichteten Erforschung natürlicher Sprachen. Im Mittelpunkt steht dabei das Problem der Erkenntnisgrenzen, die sich nicht etwa aus dem **noch** Unerforschten ergeben, sondern vielmehr gerade durch das Wesen des Forschungsobjekts selbst bedingt und daher unüberwindbar sind. Nichtsdestoweniger ist mein Beitrag keinesfalls als Präsentation einer „pessimistischen Sicht“ auf das Problem der Sprachforschung konzipiert. Im Gegenteil soll gezeigt werden, dass, wenn man sich dieser ontologisch bedingten Erkenntnisgrenzen bewusst ist, dies einen optimalen Startpunkt für eine äußerst produktive Untersuchungsstrategie **innerhalb vorhandener Grenzen** bildet. Es wird der Frage nachgegangen, was sich für die Sprachforschung aus der Spezifik des Forschungsobjekts Sprache vor dem Hintergrund der in den Naturwissenschaften herrschenden Ansprüche auf universelle „Wissenschaftlichkeit“ und Unantastbarkeit der Regeln des Wissenserwerbs ergibt (Abschnitt 2). Weiterhin wird erwogen, inwiefern das

Problem der Beziehungen zwischen Struktur von Sprachformen und Funktionen der Sprache den Schlüssel für die Auflösung zentraler Fragen der Sprachontologie liefern kann. Es wird insbesondere die gängige These von kommunikativ gesteuertem Sprachursprung und Sprachwandel kritisch gesichtet (Abschnitt 3). Im nächsten Schritt werden Beispiele möglicher Objektivierung subjektiver Befunde diskutiert, welche in Folge von „Reflexionen über Reflexionen“ formuliert werden, und zwar geht es um Aneignung von gedächtnisbasierten vs. regelgesteuerten Aneignungsmechanismen der Sprache bzw. um die Reihenfolge bei der Akquisition verschiedener Kategorialfunktionen von Sprachformen. Es wird u. a. gezeigt, dass hierbei die Phylogenese die Ontogenese **mutatis mutandis** „wiederholt“ (Abschnitt 4). Im Abschnitt 5 wird dann die allgemeine Bilanz dieser Überlegungen gezogen.

2. Zu den Erkenntnisgrenzen in der Sprachforschung

Der Nobelpreisträger Richard Feynman beschreibt das Wesen jeder wissenschaftlichen Methode und die daraus resultierenden Kriterien des wissenschaftlich ermittelten Wissens wie folgt: „In general we look for a new law by the following process. First we guess it. Then we compute the consequences of the guess to see what would be implied if this law that we guessed is right. Then we compare the result of the computation to nature, with experiment or experience, compare it directly with observation, to see if it works. If it disagrees with experiment it is wrong. In that simple statement is the key to science. It does not make any difference how beautiful the guess is. It does not make any difference how smart you are, who made the guess, or what his name is – if it disagrees with experiment it is wrong. That is all there is to it“ (Feynman 1967:156).

Was passiert nun, wenn der Gegenstand unserer Untersuchungen Besonderheiten aufweist, die u. a. dafür sorgen, dass eine scharfe Trennung zwischen Subjekt und Objekt der Erforschung nicht möglich ist, z. B., wenn Phänomene wie menschliches Bewusstsein oder Repräsentation seiner Tätigkeit in Zeichenform, also die menschliche Sprache analysiert werden, und zwar notgedrungen durch das Bewusstsein selbst? Derartige Fälle beschreiben Merab Mamardašvili und Alexander Pjatogorskij sehr genau im folgenden Passus: „[...] в попытке построения теории сознания [...] фактически обнаруживаемые нами особенности ограничивающих условий вынуждают нас поставить вопрос о необходимости метатеории там, где невозможна теория. И те же самые причины действуют, когда ставится вопрос о метатеории языка, во всяком случае в той части теории языка, которая касается проблемы его происхождения и истории, ибо эта проблема не может быть поставлена по той простой причине, что любая попытка этого описания уже содержит в себе те условия и те средства, происхождение которых как раз и должно быть выяснено [...] генетически предшествующее начальное условие исчезло и не восстановимо“¹ (Mamardašvili/Pjatogorskij 2011:25–26).

¹ „[...] beim Versuch der Aufstellung einer Theorie des Bewusstseins [...] zwingen uns die Besonderheiten einschränkender Bedingungen dazu, die Frage nach der Notwendigkeit einer Metatheorie zu stellen, wo keine Theorie möglich ist. Dieselben Gründe wirken auch

Die eben zitierten Wissenschaftler stellen also fest, dass bei Phänomenen, die unmittelbar in unserem Bewusstsein angesiedelt sind und dabei von demselben analysiert werden, stets unlösbare Probleme genealogischer Natur vorhanden sind. Überall, wo es sich nämlich um „Reflexionen über Reflexionen“ handelt, ist das Objekt unseres Forschungsinteresses mit dem Instrument der Analyse weitgehend identisch, was unumgänglich zu Tautologien führt, welche mittels einfacher Theorien kaum überwindbar sind und solcher Verfahren bedürfen, die durch metatheoretisches Herangehen eine – wenngleich hoch spezifische – „Objektivierung“ des Forschungsobjekts ermöglichen.

Was sagen nun Naturwissenschaftler hierzu? Der oben bereits zitierte Feynman fällt ein geradezu vernichtendes Urteil, welches jedoch angesichts des höchst rigorosen Wahrheitsanspruchs der experimentell arbeitenden Wissenschaft, die sich mit Objekten befasst, die vom forschenden Subjekt scharf getrennt sind, vollkommen verständlich ist: „It is usually said when this is pointed out ‚When you are dealing with psychological matters things can’t be defined so precisely’. Yes, but then you cannot claim to know anything about it“ (Feynman 1967:159). Der generativ arbeitende Linguist Hubert Haider kommentiert diese Kriterien von Feynman eindeutig: „Will man Wissenschaftler sein, muss man die wissenschaftliche Methode verstehen, respektieren und bestmöglich umsetzen, und die ist ebenso einfach wie anspruchsvoll“ (Haider 2017:25).

Was muss bzw. kann man damit anfangen? Es gibt prinzipiell zwei kontradiktorische Antwortmöglichkeiten auf diese Forderung. Die erste setzt voraus, dass man ja so sehr „Wissenschaftler sein will“, dass man an der Spezifik des Forschungsgegenstandes Sprache vorbeigeht bzw. diese einfach ignoriert oder gar leugnet und sich um diese Kosten den Status eines „echten“ (d. h. lediglich experimentell arbeitenden) (Natur) Wissenschaftlers erkauft. Die zweite nimmt das von Mamardašvili und Pjatogorskij über die menschliche Sprache Gesagte ernst und versucht trotzdem weiter zu forschen, ohne sich von der Stigmatisierung als „Nicht-Wissenschaftler“ abschrecken zu lassen – ähnlich etwa dazu, wie sich Bertolt Brecht seinerzeit nicht geschämt hat, seinen Kritikern, die ihm vorgeworfen haben, das, was er macht, sei kein Theater, zu erwidern, er würde weiter so machen, auch wenn sein Theater als *Thaeter* bezeichnet würde. Freilich sind unsere Vorstellungen von der Beschaffenheit unserer Außen- und insbesondere unserer Innenwelt, darunter auch davon, was als „echtes“ Wissen gelten darf, konventionell und somit mehr an gültige Konventionen als an objektive Beschaffenheit der Phänomene gebunden.

dann, wenn die Frage nach einer Metatheorie der Sprache gestellt wird, auf jeden Fall in dem Teil der Sprachtheorie, der ihre Herkunft und ihre Geschichte betrifft, da dieses Problem einfach deswegen nicht gestellt werden kann, weil jegliche Versuche ihrer Deskription dieselben Voraussetzungen und Mittel enthalten, deren Herkunft gerade ermittelt werden soll [...] die genetisch vorausgehende Urbedingung ist dabei verschwunden und kann nicht rekonstruiert werden“ [eigene Übersetzung].

In Wirklichkeit scheint mir weder die erste noch die zweite Lösung optimal zu sein. Man muss ja einerseits tatsächlich zugeben, dass es einen immensen Unterschied zwischen üblicher Theorie und postulierter Metatheorie gibt, so dass man kaum von einer epistemologischen Gleichstellung der Ergebnisse reden darf, die man unter Anwendung der jeweiligen Methode erhalten kann. Andererseits muss man sich der Tatsache bewusst sein, dass es sich im Fall der Bewusstseinsforschung und insbesondere der dadurch produzierten Sprachsymbole über kein übliches Wissen handelt, sondern vielmehr um ein „Wissen über Wissen“. Der russische Philosoph Vladimir V. Bibichin (2015:131) bringt es gerade bezüglich unserer Versuche, Universaleigenschaften von natürlichen Sprachen wissenschaftlich zu erfassen, sehr genau auf den Punkt: „*Всечеловеческий язык ускользает от исследовательской хватки. Он слишком близок к нам, чтобы мы сумели его заметить*“². Wo liegt nun der Ausweg aus dem Dilemma? Wir sollten uns am besten mit einem gewissen Forschungsminimalismus abfinden, indem wir anerkennen, dass uns die Sprachen zwar durchaus Material für experimentell beweisbare Untersuchungen liefern, dabei aber auch kraft ihrer Spezifik als Forschungsobjekt, welches sich mehrfach mit dem Forschungsobjekt überschneidet, der üblichen Theorie ontologisch verwurzelte Grenzen setzen. Metatheoretische Zugriffe vermögen diese Grenzen weder aufzuheben noch zu erweitern; sie leisten aber etwas nicht weniger Wichtiges: Dank „Reflexionen über Reflexionen“, welche von metatheoretischem Herangehen bewerkstelligt werden, können wir nämlich beobachten, *wie* wir über die Sprache denken bzw. wie die sprachliche (in Zeichenform präsente) Bewältigung der Welt in unserem Bewusstsein verläuft.

3. Die Sprachontologie und -genesis aus der Sicht der Sprachfunktionen

Das Verhältnis zwischen Sprachontologie und postulierten genuinen Funktionen natürlicher Sprachen ist für die Auflösung zentraler Probleme der Sprachwissenschaft essentiell. Rudi Keller (2003:30–31) betont, dass, wenn wir wüssten, wozu wir die Sprache benutzen, wir auch wissen würden, warum sich unsere Sprache **durch die Kommunikation** verändert. An dieser Stelle sei festgehalten, dass die Frage „Wozu benutzen wir die Sprache?“ ausgesprochen ahistorisch gestellt wird, und das nicht nur bei Keller, sondern auch weitgehend bei den meisten Sprachwissenschaftlern, die sich mit Sprachfunktion und Sprachwandel befassen (vgl. u. v. a. Lass 1997, Ronneberger-Sibold 1980:37–39). Es wird angenommen, dass die Sprache im Grunde schon immer mit dem Zweck der Kommunikation benutzt wurde, ja aus dem Kommunikationsbedürfnis entstanden ist. Dieses Herangehen an die Sprache macht sie von vornherein zu einem Kommunikationsinstrument. Die Instrumentalisierung der Sprache wird dabei nicht als historischer Prozess verstanden, sondern als ontologisches Prinzip. Die Sprachsubstanz verändert sich, die genuine Sprachfunktion (als Kommunikati-

² „Die menschliche Universalsprache entzieht sich selbst ausgefeilten Forschungszugriffen. Sie tritt uns zu nahe, als dass wir sie bemerken könnten“. [eigene Übersetzung].

onsmittel) bleibt dabei aber konstant. Daher werden Sprachsysteme generell von der Sprachverwendung abgeleitet, und der Systemwandel wird entsprechend als Ergebnis kommunikativ bedingter Sprachverwendung eingestuft.

Elisabeth Leiss (1998:204–205) sieht die „instrumentelle Sprachauffassung“ zu Recht als das wichtigste Hindernis bei einer adäquaten Einordnung der Sprachgeschichte. Die Sprachgeschichte wird nämlich seit der Renaissance zunehmend als Instrument zum Ausdruck von Gedanken behandelt, und „Instrumente haben es an sich, dass uns ihre Geschichte nicht oder nur selten interessiert“ (Leiss 1998:205). Sehr treffend bezeichnet Leiss die moderne Sprachwandelforschung als Hilfsdisziplin der synchron orientierten Sprachtheorie und als funktional orientierte Diachronie (ibid.). Neulich hat es Haider (2017:16) noch vehementer auf den Punkt gebracht: „Die Verwechslung von Ursache und Wirkung ist der Kardinalfehler von Funktionalisten“. Weiter behauptet er: „Funktionale Erklärungen sind keine gültigen Erklärungen. Nicht weil die kommunikativen Funktionen das erfordern, sind Grammatiken so. Die kommunikativen Funktionen sind so, weil die Grammatiken sie so ermöglichen“ (Haider 2017:22–23) und „Bei menschlichen Sprachen sind die Selektionsbedingungen nicht die Kommunikationsbedingungen. Es sind die Bedingungen die das Hirn der Sprachverarbeitung diktiert“ (ibid.:24). In Kotin (2005:11; 40–50, insbes. 49) habe ich übrigens ebenfalls von der Gefahr ontologischer Funktionalisierungen gesprochen, insbesondere gerade, wenn dieser Erklärungsansatz unmittelbar an den Ursprung der Sprache angewandt wird bzw., wenn Sprachwandel rein kommunikativ-funktionalistisch erklärt wird.

Aus einer anderen Perspektive geht der herausragende russische Philologe Michail Bachtin (1979:245) an dieses Problem heran. Notwendig und hinreichend für das Entstehen der menschlichen Sprache seien nach seiner Auffassung lediglich das Vorhandensein des menschlichen Individuums selbst sowie des Gegenstandes seiner potentiellen Aussage. Daraus folge, dass die menschliche Sprache aus dem Bedürfnis nach Selbstäußerung und Selbstobjektivierung des Menschen entstehe. Wenn nun die Sprache **darüber hinaus** als Kommunikationsmittel dienen könne, sei diese Funktion erst sekundär, beiläufig und betreffe nicht das Wesen der Sprache. Ferner merkt Bachtin an, dass, wenngleich rein kommunikative Faktoren – wie die allgemeine Charakteristik der jeweiligen Sprachgemeinschaft oder z. B. die Berücksichtigung der Anzahl der Sprecher, – bei der Sprachbehandlung nicht gänzlich geschmälert werden dürften, diese Parameter für die Sprachdefinition bzw. die Bestimmung des Wesens der Sprache nicht nur keine Haupteigenschaften, sondern generell weder unveräußerlich noch obligatorisch seien.

Sprachstrukturen bzw. Sprachformen können und sollten also bei der Bestimmung des Wesens der Sprache, also aus ontologischer Sicht, weitgehend autonom von Sprachfunktionen behandelt werden, zumindest wenn es sich um das ontologisch relevante Verhältnis von Sprachform und Sprachfunktion handelt. Die Ableitung der Form von der Funktion ist nämlich ebenso verlockend wie gefährlich (vgl. Kotin 2005:49). Viel-

mehr sollte gerade umgekehrt angenommen werden, dass Formen und Strukturen der menschlichen Sprache für deren Funktionen konstituierend sind, und zwar insofern als die Funktionen nichts anderes sind als mögliche Realisierungsoptionen der im menschlichen Hirn verankerten Sprachmodule.

Es gibt übrigens einen weiteren, tieferen Grund für Skeptizismus bezüglich der führenden Rolle der kommunikativen Sprachfunktion. Definiert man die Sprache primär oder gar ausschließlich über Kommunikation, also als Kommunikationsmittel, kann damit der Sprachwandel nicht zufriedenstellend erklärt werden. Zwar behauptete Eugenio Coseriu (1956/1974), der Zeitfaktor allein sei der ausreichende Grund für die Postulierung des Sprachwandels, da sämtliche Phänomene, die an die Zeit gebunden sind, sich unumgänglich verändern, aber dies schmälert dennoch nicht die Tatsache, dass Wandel kein Hautmerkmal eines beliebigen semiotischen Systems sei. Aus dem Bedürfnis nach Kommunikation folgt umgekehrt eher die Forderung nach Stabilität als die nach Wandel des zu Grunde liegenden Kommunikationssystems. Freilich verändern sich die kommunikativen „Umweltbedingungen“, und das zeichengebundene Wissen, das die Basis der menschlichen Kommunikation bildet, befindet sich in ständiger Dynamik. Aber dies betrifft eben nur die spezifisch **menschliche** Sprache; die „Sprachen“ der Tiere fallen gar nicht unter dieses Kriterium. Wie der oben bereits zitierte russische Philosoph Bibichin (2015:271) schreibt: „Дельфины всех морей говорят на одном своём языке“ (‘Die Delphine aller Meere sprechen nur ihre einzige Sprache’). Und ich füge dem hinzu – ihre „Sprache“ verändert sich Jahrtausende lang nicht. Also bewerkstelligt die kommunikative Funktion allein keinesfalls die Entwicklung des Zeichensystems. Das menschliche Hirn verleiht aber der menschlichen Sprache gerade dank der Spezifik seiner Strukturen das ontologische Merkmal der Dynamik bei Spracherwerb und Sprachnutzung.

4. Erwerb und Entwicklung grammatischer Formen als Musterbeispiel für Wechselspiel von Ontogenese und Phylogenese

In der jüngeren Forschung des Spracherwerbs von Kindern (untersucht wurden Kinder mit Englisch als Erstsprache) ist – gegen Erwartungen – nachgewiesen worden, dass die Aneignung von irregulären Konjugationsformen des Typs *come : came* früher erfolgt als die Aneignung der Fähigkeit, reguläre Formen richtig zu bilden, wobei es aber erst später zur Übergeneralisierung des regulären Musters vom Typ *spell : spell-ed* kommt, sodass die Formbildung des Typs **com-ed* oder **cam-ed* entsteht (vgl. Bornkessel-Schlesewsky/Schlesewsky 2009:47–48). Dagegen werden irreguläre Formen nur selten übergeneralisiert (ibid.:48). Ohne hier auf neuroanatomische Erklärungen dieser Phänomene einzugehen, welche eine Arbeitsteilung verschiedener Hirnareale bei der Bildung regelgesteuerter und gedächtnisbasierter Flexionsformen postuliert (ibid.:49–57), kann festgehalten werden, dass gerade irreguläre Formen sozusagen „ontogenetisch primär“ sein können. Dies geht völlig einher mit der phylogenetischen

schen Evidenz, dass z. B. die germanischen starken Verben primäre Verbalstämme mit indogermanischem Ablaut darstellen, wohingegen die von diesen Verbalstämmen oder aber von Substantiv-, Adjektiv- Adverbialstämmen etc. abgeleiteten regulären („schwachen“) Verben erst später gebildet wurden (vgl. u. a. Krause 1968:98–99, Prokosch 1939:§§45–47). So sind die jeweils ersten (starken) Verben in den Verbpaaren *sitzen – setzen, stehen – stellen, liegen – legen, hängen – hängen* primär, während die jeweils zweiten (schwachen) Verben sekundär, von den starken Verben abgeleitet; sie wurden nämlich mithilfe des Suffixes **-ja-* vom Präteritumstamm der starken Verben abgeleitet und bedeuteten so viel wie ‚in den vom starken Verb bezeichneten fortdauernden Zustand bringen‘, vgl. got. *sitan* ‚sitzen‘ – *sat-ja-n* ‚setzen, d. h. zum Sitzen bringen‘ etc. Die absolute Mehrheit aller germanischen schwachen Verben sind also genealogisch gesehen suffixale Ableitungen von den primären (starken) Verbalstämmen oder aber von den Stämmen der Substantive, Adjektive, Adverbien etc. Somit gehören sie zum Bereich der regelgeleiteten Bildungen. Nun haben sich aber später in der Entwicklungsgeschichte der germanischen Einzelsprachen die Derivationsuffixe der schwachen Verben nivelliert, wofür die Reduktions- und Ausgleichsprozesse unbetonter Endsilben verantwortlich sind. Mehr noch: Auch starke Verben haben sich in der Endungsflexion des Präsens mit den schwachen Verben weitgehend vermischt. Daher gibt es z. B. in der Geschichte der deutschen Sprache seit dem Mittelhochdeutschen keine essentiellen formalen Unterschiede in der Endungsflexion der Präsens schwacher und starker Verben mehr. Eine ähnliche Entwicklung kennzeichnet auch andere germanische Sprachen. Bei der Bildung der Tempusstämme gibt es aber bis heute grundsätzliche Differenzen zwischen der schwachen und der starken Konjugation. Die Grundformen der starken Verben werden mithilfe des Ablauts gebildet, während die schwachen Verben ihre Grundformen mithilfe des sog. Dentalsuffixes bilden, vgl. dt. *mal-te* vs. *kam*, engl. *paint-ed* vs. *came*.

Da die Bildung des Präteritums der schwachen Verben eindeutig regelgeleitet ist und nach einem gemeinsamen morphologischen Muster systematisch erfolgt, heißen die schwachen Verben „regelmäßig“ (engl. *regular verbs*), während die starken Verben, deren Grundformen einfach auswendig gelernt, d. h. nicht regelgeleitet, sondern in unikalischer idiomatischer Form im Gehirn gespeichert werden, als „unregelmäßig“ (engl. *irregular*) bezeichnet werden. Freilich ist diese Differenzierung nicht völlig suffizient, da auch starke Verben, insbesondere im Deutschen, nach wie vor eine gewisse Regelmäßigkeit aufweisen, die die alten Ablautreihen gewissermaßen aufrecht erhält, vgl. *weisen-wies-gewiesen, leiten-litt-gelitten* (1. Reihe), *gießen-goss-gegossen, fließen-floss-geflossen* (2. Reihe), *finden-fand-gefunden, schwimmen-schwamm-geschwommen, helfen-half-geholfen* (3. Reihe a und b), *nehmen-nahm-genommen, sprechen-sprach-gesprochen* (4. Reihe), *geben-gab-gegeben, sehen-sah-gesehen* (5. Reihe), *laden-lud-geladen, fahrfuhr-gefahren* (6. Reihe), *schlafen-schliefl-geschlafen, lassen-ließ-gelassen* (7. Reihe). Aber diese Regelmäßigkeit ist stark beschränkt und defizitär, da die schwachen Verben weder produktiv sind noch sich streng regelhaft verhalten, unter anderem weil die Ge-

setzmäßigkeit der Bildung der Tempusstämme nicht mehr transparent ist, sodass die Aneignung dieser Formen beim Spracherwerb vielmehr ihre einfache Abspeicherung im Gedächtnis als ihre regelgeleitete Bildung verlangt.

Dabei sind gerade die starken und nicht die schwachen Verben historisch gesehen die primären, genuinen Verbalstämme gewesen, wovon oben schon die Rede war. Im Gotischen (einer heute nicht mehr vorhandenen, „toten“ ostgermanischen Sprache) ist die Transparenz der Bildung starker Verben und ihre Regelhaftigkeit noch sehr gut zu sehen, aber bereits im Althochdeutschen, Altsächsischen, Altenglischen und Altisländischen sind diese Bildungsmuster stark verdunkelt. Allerdings ist die morphologische oder besser gesagt morphonologische (oder phonomorphologische) Motivation schon in den ältesten schriftlich bezeugten germanischen Sprachen keinesfalls primär. Der Ablaut ist ja bekanntlich ursprünglich ein phonetisch-phonologisches Mittel gewesen. Welche Funktion er bei der genuinen germanischen verbalen Stammbildung ausgeübt hat, ist nicht völlig klar und kann heute durch Rekonstruktionsproben lediglich sehr allgemein und ungenau postuliert werden. Die Lage erschwert sich dadurch, dass der Ablaut als reguläres Stammbildungsmittel im außergermanischen Sprachbereich nur spontan vorkommt, etwa bei griechischen Formen des Typs gr. Präs. *λείπω* ‚ich verlasse‘, Perfekt *λε-λοιπα* ‚ich bin weg‘, Aorist *ἔ-λιπον* ‚ich habe verlassen‘, aber sich nur in der Germania wirklich im Bereich der morphologischen Formenbildung der Verbalstämme als Grundmodell durchgesetzt hat. Die germanischen Rekonstruktionen sind daher unikal und lassen sich an keinen vergleichbaren Phänomenen in den Sprachen anderer Zweige des Indogermanischen messen.

Sehr interessant ist die Hypothese der Lautikonizität. Die Lautsymbolik wird u. a. dahin gedeutet, dass z. B. die Vokale der hinteren Reihe mit Begriffen von etwas Dunklem und Großem verbunden sind, während die Vokale der vorderen Reihe eher etwa Helles und Grelles kodieren (vgl. Newman 1933:33–75). Diese Paarigkeit kann freilich lediglich an „grotesken“ Wortpaaren beobachtet werden, da in den natürlichen Sprachen die Wirkung phonetischer Gesetze die genuine Lage derartiger Kodierungen wesentlich verändert hat (vgl. Prokosch 1939:§45). Laut Prokosch (op. cit.) tendierten die Vokale der vorderen Reihe ursprünglich zur Bezeichnung eines aktiven Prozesses in der Gegenwart und Zukunft, während die dunklen Vokale der hinteren Reihe u. a. eine pessimistische Sicht darauf ausdrückten, was hätte passieren können. Als eine eher lustige Illustration dieser Vermutung führt Prokosch die folgende Beschreibung an: Ein kleiner englischer Junge bastelt an einer Kindereisenbahn und begleitet seine Handlungen mit *I think, I can!* (prospektives Denken wird u. a. durch Vokale der vorderen und mittleren Reihe ausgedrückt). Plötzlich stürzt das Bauwerk ein. *I thought, I could!*, ruft das Kind enttäuscht (Vokale der hinteren Reihe als Indikator des Vergangenheitsbezugs). Freilich kann man derartige Erklärungen als „witzigen Quatsch“ wegdiskutieren. Außer einer angeblichen „Lächerlichkeit“ derartiger Argumente gibt es aber bis heute keine stichhaltigen Begründungen dafür, warum diese Erklärungsrichtung grundsätzlich nicht zur Lösung des Problems der i.-e. e/o-(germ.

e(i)/a-Apophonie respektive zum Ausdruck des Präsens und des indogermanischen Perfekts (germ. Präteritums) bei den ersten 5 Ablautreihen im Gemeingermanischen beitragen kann. Prokosch selbst hat dazu Experimente durchgeführt, die er, wie er *ibid.* selber schreibt, nicht zu Ende führen konnte, sodass keine sicheren Ergebnisse vorliegen.

Hier handelt es sich jedoch um etwas Anderes. Wie auch immer die Nutzung des Wurzelablauts zur Wort- und Formenbildung erklärt wird, ist es klar, dass sie genuin motiviert war und nun weitestgehend idiomatisiert ist. Eine heute nicht mehr vorhandene und kaum sicher rekonstruierbare systematische Regel, die der genuinen germanischen Formenbildung des Verbs mittels Wurzelablaut zu Grunde lag, hat sämtliche auf diese Weise gebildeten Verbalformen mehr oder minder zu irregulären, idiomatischen Bildungen gemacht. Für Spracherwerb bedeutet dies, dass jede dieser Formen einzeln oder nahezu einzeln angeeignet und im Hirn abgespeichert werden muss. Die ursprünglich nach irgendeinem, heute nicht mehr rekonstruierbarem Regelmuster bildbaren Formen „wandern“ also aus dem Hirnbereich des Regelmäßigen in den Bereich des reinen langzeitigen Gedächtnisses und werden dort sekundär lokalisiert. Und gerade diese nicht regelhaft gebildeten Formen werden vom Kind zuerst erworben und abgespeichert. Wenn nun das Kind später die heute aktive Regelmäßigkeit der germanischen schwachen Formenbildung erwirbt, werden auch die unregelmäßigen Verben ab und zu durch die Prozedur der Übergeneralisierung an die regelmäßigen Bildungsmodelle angepasst. Dies führt in der Phylogenese u. a. dazu, dass die starken (unregelmäßigen) Verben in die Klasse der schwachen (regelmäßigen) Verben übergehen, wodurch die Fehler von gestern zu den Normen von heute werden, vgl. dt. *fragen* (ehemaliges starkes Verb der 6. Ablautreihe des Typs *tragen, laden, fahren*), *pflügen* (ehemaliges starkes Verb der 6. Ablautreihe des Typs *heben*) etc. In statu nascenti befindet sich heute u. a. *backen*, das neben der veraltenden Form *buk* die neuere schwache Form *backte* entwickelt hat, obwohl die Partizip II-Form bis heute immer noch präferent stark gebildet wird (*gebacken*).

Nun zum Leitthema **Grenzen der Erkenntnis**. Die Interpretation ist hier äußerst kompliziert, aber trotzdem sei hier ein Versuch unternommen. Aus dem oben Dargestellten folgt eindeutig, dass die Ontogenese bei der Reihenfolge der Aneignung der Formen der starken (unregelmäßigen) und schwachen (regelmäßigen) Verben der germanischen Sprachen einschließlich der weiteren Übergeneralisierungen etc. zeigt, dass Idiomatik beim Spracherwerb rein chronologisch deutlich vor Systematik gehen kann. Sobald jedoch Systematik erlernt wird, wird gerade sie und nicht die Idiomatik bei der Bildung hyperkorrekter Formen übergeneralisiert. Erweitert man diese Evidenz auf die Phylogenese, erhält man folgendes Bild. Die Phylogenese ist hier mit der Ontogenese durchaus affin, sie wiederholt die Ontogenese insofern als die regelmäßigen Verben einfach historisch später als die unregelmäßigen entstehen. Dabei führt die Generalisierung der regelgeleiteten Formenbildung dazu, dass (i) der idiomatisierte Typ der starken Verben nicht mehr produktiv ist, (ii) der regelgeleitete Typ der schwachen Verben nicht nur

produktiv wird, sondern auch in den Bereich der starken Verben eindringt und diese insofern induziert als sie schwache Bildungsvarianten entwickeln, welche sich dann gegenüber starken durchsetzen und (iii) die – ursprünglich fehlerhafte (weil gegen die Norm verstoßende) – Bildung der schwachen Formen von genuin starken Verben wird zunächst zum Usus und später zur Norm, während die ehemaligen starken Formen allmählich zurücktreten und schließlich aufgegeben werden.

Diese Entwicklung inklusive der Affinität zwischen Ontogenese und Phylogenese kann nun zwar verfolgt werden, aber an unsere Erkenntnisgrenze stoßen wir dann, wenn wir versuchen, die genuine Transparenz der heute idiomatischen starken Verben zu erschließen und die Regel abzuleiten, welche ihrer Formenbildung zu Grunde lag. Denn es steht außer Zweifel, dass auch starke Verben keinesfalls von vornherein als idiomatische Bildungen geprägt und erworben wurden, zumal sie primäre Verbalstämme waren und somit unbedingt eine Bildungssystematik aufweisen mussten, die später einfach verloren ging und der neuen Systematik der Formenbildung nach dem schwachen Konjugationsmodell Platz machte. Sämtliche Versuche, eine Lösung zu finden, scheitern dabei einfach daran, dass wir die Arbeit des Sprachbewusstseins unserer Vorfahren nicht so weit zurückverfolgen können, dass sie uns eine zufriedenstellende Antwort gibt, die wir nur dann verstehen könnten, wenn ein Minimum an Kontingenz mit unserem heutigen Sprachbewusstsein vorhanden wäre. Dies scheint nun bei dem behandelten konkreten Phänomen nicht der Fall zu sein.

Die Gesamtkette der historischen Entwicklung sieht somit wie folgt aus: (i) Vorgeschichte germanischer starker Verben, der eine nicht mehr rekonstruierbare Systematik zu Grunde gelegen hat; die genuine Motiviertheit der Konjugationsmuster war zwar zweifellos vorhanden, kann aber nicht mehr – zumindest sicher – erschlossen werden, da in der Ontogenese keine vergleichbaren Prozeduren vorliegen, sind ja heute die starken Verben idiomatische Bildungen, die einfach per Gedächtnis abgespeichert und so erworben werden können; (ii) Geschichte der schwachen Verben, deren Systematik in der Ontogenese klar ist und in der Phylogenese ebenfalls festgestellt werden kann; (iii) Das Erklärungsmodell für Erwerb beider Stammbildungstypen (Ontogenese) geht völlig einher mit ihrer Geschichte (Phylogenese) einschließlich der Reihenfolge der Aneignung (Ontogenese) bzw. Etablierung im Sprachsystem (Phylogenese).

5. Rückblick

Die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis haben zwei verschiedene Gründe. Der erste Grund ergibt sich aus der Relativität jedes Wissens bzw. seiner ständigen Erweiterung, Präzisierung, aber auch Revision. Diese Grenzen sind offen in dem Sinn, dass sie stets erweitert werden können. Das Wissen ist dynamisch und kann daher auf keiner Stufe seines „synchronen Vorhandenseins“ als absolut und unantastbar gelten. Diese Eigenschaft des Wissens ist universell bis auf einige Wissensformen axiomatischer Art, die unveränderlich

sind und eine Konsistenz des alten und des neu erworbenen Wissens bewerkstelligen. In der Sprachwissenschaft wird die Erweiterung unseres Wissens über die Sprache vor allem durch historische Sprachforschung bzw. kontrastiv-typologische Sprachbehandlung und Untersuchung des individuellen Spracherwerbs ermöglicht. Der zweite Grund für Wissensgrenzen ist ontologischer Natur und daher weitgehend absolut. Er liegt in der Spezifik des jeweiligen Forschungsgegenstandes begründet. Die Grenzen dieser Art schränken unsere Erkenntnispotenzen ein und machen die Wissenserweiterung auf dem betreffenden Gebiet prinzipiell unmöglich. Dies gilt insbesondere für Forschungsobjekte, die mit der Beschaffenheit des menschlichen Bewusstseins, mit unserem Denkvermögen verbunden sind, da hierbei das Subjekt der Forschung mit ihrem Objekt engst zusammenhängen und sich mehrfach überschneiden. Die Sprachforschung gehört auch zu dieser Gruppe der Wissenschaftszweige. Das wird aber erst dann verständlich, wenn man sich der Insuffizienz zwanghaft objektivierender Vorstellungen von der menschlichen Sprache als „objektives System“ bzw. Instrument zwischenmenschlicher Kommunikation bewusst ist und generell von strikt funktionalistischer Sprachbehandlung absieht. Versteht man nun, dass die menschliche Sprache in erster Linie im Hirn des jeweiligen Sprachträgers als zeichenhafte Reflexionsform lokalisiert ist und somit ein besonderes Bewusstseinsmodul darstellt, so sieht man die ontologisch gesetzten Grenzen der Erkenntnis der Sprache sehr deutlich. Diese Evidenz mutet auf den ersten Blick pessimistisch an, aber sie öffnet zugleich eine äußerst produktive Forschungsperspektive, die es erlaubt, die experimentell oder anderswie empirisch erworbenen Daten so zu interpretieren, dass die tiefen Relationen zwischen Ontogenese (individuellem Spracherwerb) und Phylogenese (historischer Sprachentwicklung einschließlich der Ursachen und Mechanismen des Sprachwandels) adäquat und denkbar vollständig ermittelt werden. Die dieser Erkenntnis objektiv gesetzten Grenzen werden dabei ebenfalls angemessen eingesehen und definiert, was zweifelsohne auch ein produktives Ergebnis der Forschung ist.

Literaturverzeichnis

- BIBICHIN, Vladimir V. *Mir. Jazyk filosofii*. St. Petersburg: Azbuka, 2015. Print.
- BORNKESSEL-SCHLESEWSKY, Ina und Matthias SCHLESEWSKY. *Processing Syntax and Morphology: A Neurocognitive Perspective*. Oxford: Oxford University Press, 2009. Print.
- COSERIU, Eugenio. *Sinchronia, diachronia e historia – El problema del cambio lingüístico, Montevideo. Deutsche Ausgabe: Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München: Wilhelm Fink, 1958/1974. Print.
- FEYNMAN, Richard. *The Character of Physical Law*. Cambridge: The MIT Press, 1967. Print.
- MAMARDAŠVILI, Merab K. und Aleksandr M. PJATIGORSKIJ. *Simvol i soznanije*. St. Petersburg: Azbuka, 2011. Print.
- HAIDER, Hubert. *Grammatiktheorien im Vintage-Look – Viel Ideologie, wenig Ertrag*. [Draft-Version: Grammatiktheorie im Vintage-Stil – HH]. 18.7.2017. file:///C:/Users/DOM/Downloads/Grammatiktheorien%20im%20Vintage-Stil%20(3)%20(1).pdf. 22.7.2017.
- KELLER, Rudi. *Sprachwandel – Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 3., durchgesehene Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 2003. Print.

- KOTIN, Michail L. *Die Sprache in statu movendi. Sprachentwicklung zwischen Kontinuität und Wandel, Bd. 1, Einführung – Nomination – Deixis*. Heidelberg: Winter, 2005. Print.
- KRAUSE, Wolfgang. *Handbuch des Gotischen*. 3. Aufl. München: Beck, 1968. Print.
- LASS, Roger. *Historical Linguistics and Language Change*. Cambridge: Cambridge University Press. 1997. Print.
- LEISS, Elisabeth. „Über das Interesse der Grammatiktheorie am Sprachwandel und ihr Desinteresse an Sprachgeschichte“. *ZAS Papers in Linguistics* 13. Hrsg. Ewald Lang et al. Berlin: Zentrum für Sprachwissenschaft. 1998, 196–211. Print.
- NEWMAN, Stanley. „Further Experiments in Phonetic Symbolism“. *American Journal of Psychology* 45 (1993): 53–75. Print.
- PROKOSCH, Edward. *A Comparative Germanic Grammar*. Philadelphia: Philadelphia, 1939. Print.
- RONNEBERGER-SIBOLD, Elke. *Sprachverwendung – Sprachsystem. Ökonomie und Wandel*. Tübingen: Niemeyer, 1980. Print.